

(Nachdruck verboten.)

501

Andreas Vöft.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

Den andern Morgen spannte der Schuller seinen Braunen ein und fuhr im langsamen Trab durch Erlbach.

Es war noch dunkel.

In den Ställen brannten überall Lichter; man hörte die Pferde aufstampfen und die Kinnketten klirren.

„Es is scho Fuatterzeit,“ sagte der Schuller vor sich hin. Beim letzten Hause hielt er an. Aus dem Dunkel heraus trat ein Mann und grüßte.

„Guat Morg'n, Schuller!“

„Guat Morg'n, Flori! Sitz auf!“

Es war der alte Florian Weiß, dem früher das Metz-anwesen gehörte. Im Herbst hatte er es seinem Schwieger-sohn übergeben, und jetzt lebte er im Austrag. Er stand in den Sechzigern, war aber noch frisch und gesund und stieg wie ein Junger auf den Wagen. „Hül!“ sagte der Schuller, und der Braune zog an.

Schnell laufen konnte er nicht; die Straße war aufgeweicht, und die Räder machten tiefe Gleise.

Auf den Feldern lag frischer Schnee; so einer, der nicht bleibt, den der Wind in einem Vormittag frißt. Da und dort bewegte sich etwas Dunkles über die weiße Fläche.

„Kirchenleut,“ sagte Weiß, „de genga ins Engelamt.“

Der Schuller nickte und zog die Bügel an.

„A schlecht's Fahr'n heut.“

„Ja.“

Von Webling herüber hörte man läuten.

„Mir kriag'n Tauwetta,“ sagte Weiß, „weil ma de Glod'n so nah' hört. Mir hamm an Bergwind.“

„Es hat heuer z'fruah g'schneit,“ antwortete der Schuller, „da bedeut' der ganz' Winter nix.“

„Is schad'. De alte Regel hoast: Dezember kalt mit Schnee, gibt Korn auf jeder Höh.“

„Ja, ja.“

Sie schwiegen wieder.

Allmählich wurde es Tag. Im Westen zeigten sich lange, blaßrote Streifen am Himmel. Weiß deutete hin und sagte: „Auweh, heut' regn't's no.“

Als sie den Neuriederberg hinauffuhren und der Gaul in langsamem Schritt ging, drehte sich der Schuller zu seinem Nachbarn hinüber.

„Du woast, Flori, was i z' Ruhbach für a G'schäft hab'?“

„Ja; Du willst ins Bezirksamt. Weg'n Deiner G'schicht.“

„Der Zwerger moant, Du kunnt'st ma was helfen.“

„Er hat's aa zu mir g'sagt. Aber i fo Dir it helfen, Schuller.“

„Warum it?“

„Reamd fo Dir helfen. Dös derffst ma glaub'n.“

„Moanst Du, daß da Held dös wirkli g'schrieb'n hat?“

„Da moan i gar nix. Dös is aa ganz wurscht: ver-spiel'n tuast allawei.“

„Wenn i's aba nachweis'n fo!“

„Geh, Schuller, g'hörst Du aa no zu dena, de wo glaab'n, daß ma 'r a Recht kriag'n fo geg'n de Beamt'n oder geg'n de Geistlichkeit? Du bist halt no jung, balst amal so alt bist, wia 'r i, nacha verlierst den Glaub'n.“

„I gib it nach, Flori.“

„I — ja; Du gibst scho nach, weilst nachgeb'n muast.“

„Hast Du was g'hört unter der Hand?“

„Von Deiner Sach'? Na. Net mehra, als was halt fo verzählt werd'. Aba da brauch' i gar nix z'wissen.“

„I versteh' Di net. Sag halt, was d' moanst.“

„Dös will i Dir scho sag'n. Siehg'st, i hab' a Büachl dahoa; dös hat mir der alt' Gumpoisch von Webling geb'n. In dem Büachl steht alles drin, haarscharf, wia ma's de Bauernmenschen macht, und wia ma's eahna allawei g'macht hat. De meisten Leut' wissen dös ja gar net und lassen si recht dumm o'lüag'n. Aber i woah's, Schuller; weil i oft in dem Büachl les' und weil i mir alles g'nau merk'.“

„Es is do net bei a jed'n gleich, Flori; auf an jed'n paßt net das nämliche.“

„Freili is net bei an jed'n gleich, dem oan fehlt dös, dem andern fehlt was anders, aba bei an jed'n geht's auf das nämliche 'naus. Daß er verspielt is, vor er o'fangt. De Geischtlichkeit und der Adel und de Beamten, de helfan z'hamm', so lang' d' Welt steht. I hab's früher aa net so verstanden, aber jest is mir a Nacht aufganga. Du derffst ma's glaab'n, Schuller.“

„I fo mit Dir net streit'n; i kimm net viel zum Lesen.“

„I hab' aa z'erst nix kennt. Früherzeiten bin i oft in d' Stadt einifemma, und da hab' i mir allawei denkt, wo's no g'rad 's Geld hernehmal. Dan Hausstod nach dem andern hamn's baut, oan schöner wia den andern, und de Läden, und de Wirtshäuser, und Bagelross'! Ja, mei liaba Mensch, g'rad nobl halt! I hab' d' Aug'n aufg'rissen und bin ganz hinterfönnig wor'n. Wo dös Geld allsamt herkimmt! Selbig'smal hon i mir denkt, vielleicht g'winnen f'as in der Lotterie, oder finden's dös Geld unterirdisch. Aber jest woah i's recht guat. Von ins hamn f'as; von de Bauernmenschen.“

„Flori, des kunnt net viel seil. Garaus heut', wo's allawei schlechter geht.“

„Dös is ja g'rad! Desweg'n geht's bei ins schlechta, weil's ins dös meist g'numma hamn. Du muast it so rechna, von de paar Erlbacher oder Weblinge. Dös waar freili net viel. Aber im ganzen Bayernland, da macht's was aus.“

„Bielleicht hast recht, abar versteh' tua i Di net.“

„I leich Dir amal dös Büachl, da steht's g'nau drin.“

„Und was hat dös mit meiner Sach' z'toa?“

„G'rad g'nua hat's z'toa damit. Du siehg'st as bloß net. Paß auf, Schuller! Mir Bauern san do de mehrern, weitauß. Wia kunnten den de andern oben auf femma, wenn's net so z'hamm'halten taten? Verstehst? Dös wissen de recht guat, und deswegen helfen's anander und lassen uns foa Recht. De Beamten helfen der Geischtlichkeit, de Geischtlichkeit helft an Adel. Und alle mitanander verteilen's dös Geld. De san z'hamm'g'schworen. Was willst jest Du macha, alloo gegen de Geischtlichkeit? Dir hilfst koana. Von de Bauern net, weil de z' dumm san, daß f' z'hamm'halt'n, und da Bezirksamtmannd derf Dir net helfen. Net amal, wann er möcht. Dös is eahm verbot'n, vom Minischteri aus, oder no von an Höchern.“

„Dans is a wiß wahr, Flori, daß d' Bauern net z'hamm'halt'n. Du hätt'st gestern dabei sei müassen!“

„I woah a fo.“

„Jeder hat tracht', daß no bloß er net nei'kimmt in de Sach'. Des werd a net anderst, bis net da Bauernbund mehrer Boden kriagt.“

„D mei, da hör ma auf! Dös geht mit'n Bauernbund, wia's no allawei ganga is. Denk an mi, bal etla Jahrl vorbei san. B'ericht tean's a fo, als wenn's lauter Brüder waar'n, und nacha kemman de andern, verstehst, mit'n Geld und schmieren de schärfern ab und bringen an Unfrieden nei, und gar is.“

„So schlecht denk i net davo.“

„Wort's ab! Du erlebst as leicht, Schuller. Mit'n Geld fo ma alles macha; wer's Geld hat, regiert de ganz' Welt. Is ja scho alles dag'wesen. De Bauern hamn si scho öfter g'rührt, net g'rad jest. Aba sie san verrat'n wor'n, und hamn verspielt. De Radelführer hat ma köpft und g'hängt und babrennt nach de Hundert, und de, wo mit'n Leben davo kemma san, hamn wieder brav zahl'n müass'n. I glaab nix; de andern halten z'hamm' und hamn 's Geld.“

„Dör lernt der Bauer vielleicht aa mit der Zeit, daß ma z'hamm'steh' muast.“

„Na, Schuller, dös lernt er nia. Weil oaner dem andern net traut. Je näher, daß's bei'nander san, desto weniger mögen's anand. Der Bauer glaabt oan, der a Stund' breit weg wohnt, mehra wia sein Nachbarn. Da liegt da Hund begrab'n.“

„Wenn ma'r a fo denkt, nacha derf ma gar foa Hoffnung nimma hamn.“

„I hab' aa foane. Und du verlernst as aa no. Paß no auf, wia's mit deiner G'schicht geht!“

„I muast mei Recht finden.“

„Du werst as ja seh'n. Galt! Da müassen mir an Pflasterzoll zahl'n.“

„Brr!“

Der Wagen hielt.

Sie waren am Puhbacher Berge angelangt; aus dem kleinen Hause neben der Straße hinkte eine alte Frau heraus, die einen roten Zettel in der Hand hielt.

„I hob' mir scho denkt, du fahrst vorbei.“

„Da hält'st bei Zehnerl verspielt,“ sagte Weiß.

„Na, na; i hält' enk scho kennt. Der Schuller von Erlbach, gel?“

„Ja.“

„Da hält's foa G'fahr it g'habt.“

Sie reichte den Zettel hinaus und nahm ein Nickelstück in Empfang.

„Gnat Morg'n!“

Der Braune zog an und ging im guten Schritt den Berg hinauf. Er wußte, daß Stall und Haser in der Nähe waren.

Die Puhbacher Bürgerfrauen kamen aus der Kirche. Die jungen hüpfen zierlich über die Schmutzlachen, die alten traten unbesorgt hinein, denn sie hatten große Filztüfel an den Füßen. Die Männer blieben stehen und betrachteten den Gaul, welchen Schuller mit leichtem Schnalzen antrieb.

Der Metzgermeister Eichinger stellte sich unter die Ladentüre und sagte: „Es ist der Brändl vom Hupfauer, den er vor zwoa Jahr verkauft hat nach Webling oder Erlbach. I kenn' an genau.“

Heim Unterbräu hielt der Schuller.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

17]

Die Kosaken.

Von Leo Tolstoi.

18.

Zufascha ging auf die Grenzwahe. In derselben Stunde pffiff Onkel Zeroscha seinem Hunde und stieg über den Zaun, um hinten herum in Olenins Wohnung zu gelangen. (Wenn er zur Jagd ging, begegnete er nicht gern Weibern.) Olenin schlief noch. Auch Wanjuscha war noch nicht aufgestanden. Er lag wach im Bette, ließ seine Blide umherschweifen und überlegte, ob es wohl schon Zeit sei, als Onkel Zeroscha, die Flinte auf dem Rücken, in voller Jagdausrüstung die Tür öffnete.

Stöße her! schrie er mit seiner Donnerstimme. Hallo! Die Tschetschenzen kommen, Iwan. Bring' den Sfamowar für den Herrn, und Du schnell aus dem Bette, schrie der Alte. Ja, so gehts bei uns, lieber Freund, die Mädchen sind auch schon auf. Schau nur zum Fenster hinaus, schau, da geht eine Wasser holen, und Du schläfst noch.

Olenin erwachte und sprang auf. Und er fühlte sich so frisch, so heiter, als er den Alten sah und seine Stimme hörte.

Schnell, schnell! . . . Wanjuscha rief er.

So also gehst Du auf die Jagd? Die anderen Leute frühstücken schon, und Du schläfst noch.

Ijam! wohin! rief er seinem Hunde.

Ist die Flinte fertig? Was? schrie der Alte, als ob eine Anzahl Menschen im Zimmer wäre.

Nun ja, ich muß mich schuldig bekennen. Pulver, Wanjuscha, Pfropfen! sagte Olenin.

Kostet Strafe, schrie der Alte.

Du te wulewu? (französisch: Wünschen Sie Tee?) fragte Wanjuscha grinsend.

Du gehörst nicht zu uns. Du sprichst ein fremdes Kauderwelsch, Teufel! schrie der Alte und riß seinen Mund weit auf.

Das erste Mal verzeiht man's, scherzte Olenin und zog seine großen Stiefel aus.

Gut, man verzeiht das erste Mal, antwortete Zeroscha; verzeihst Du aber zum zweitenmale, so zahlst Du einen Eimer Most. Wenn es wärmer wird, findest Du keinen Hirsch mehr.

Und wenn man ihn auch findet, so ist er lüger als wir. Er wiederholte damit die Worte des Alten von gestern abend. Wir überließen ihn nicht.

Spotte Du nur! Erst schieße einen, dann rede. Nun rasch, sieh, da kommt auch Dein Birt zu Dir, sagte Zeroscha durchs Fenster blidend. Schau, wie er sich gepußt hat. Seinen neuen Mittel hat er an, damit Du sähest, daß er Offizier ist. Ach, das Volk, das Volk!

Wirklich meldete Wanjuscha, der Birt wünsche den Herrn zu sprechen.

Larschang, schloß er tiefinnig hinzu, um den Herrn auf die Bedeutung des Besuches vorzubereiten. Gleich darauf trat der Fähnrich selbst in einem neuen Tschetlesenrod mit den Offiziersepauletten auf den Schultern, in gewichtigen Stiefeln, — eine Seltenheit bei Kosaken —, ein Lächeln auf dem Gesicht, wiegenden Ganges in das Zimmer und wünschte frohen Feiertag!

Der Fähnrich Ilja Wassiljewitsch war ein gebildeter Kosak. Er hatte in Rußland gelebt, war Schullehrer und ein Edelmann. Er wollte auch den Edelmann spielen, aber unwillkürlich verriet sich unter der oberflächlichen Lünche seiner Gefallsucht, seines Selbstbewußtseins und seiner albernen Redeweise ein anderer Onkel Zeroscha. Das erkannte man auch an seinem verbrannten Gesicht, an seinen Händen und an seiner roten Nase. Olenin bat ihn, Platz zu nehmen.

Guten Tag, Väterchen, Ilja Wassiljewitsch, sagte Zeroscha. Dabei erhob er sich und machte, wie es Olenin vorkam, eine ironische Verbeugung.

Guten Tag, Onkel, Du schon hier? antwortete der Fähnrich, nachlässig mit dem Kopfe nickend.

Der Fähnrich war ein Mann von etwa vierzig Jahren mit einem grauen Spitzbart, lager, zart und hübsch und noch recht frisch für seine Jahre. Als er zu Olenin kam, beunruhigte ihn offenbar, daß man ihn für einen gewöhnlichen Kosaken halten könnte, und er wollte ihn sogleich seine Bedeutung fühlen lassen.

Das ist unser egyptischer Rimrod, sagte er mit selbstbewußtem Lächeln zu Olenin gewandt und auf den Alten hindeutend. Ein Jäger vor dem Herrn. Der erste hier, ein Mann, der alles kann. Ist Ihnen das schon bekannt?

Onkel Zeroscha betrachtete seine Füße, die in den feuchten Porzani steckten, schüttelte nachdrücklich den Kopf, als bewunderte er die Gewandtheit und Gelehrsamkeit des Fähnrichs, und wiederholte vor sich hin: egyptischer Rimrod, was dem nicht alles einfällt! Ja, wir wollen eben auf die Jagd gehen, sagte Olenin.

So, so, bemerkte der Fähnrich, aber ich hätte mit Ihnen etwas zu besprechen.

Ich stehe zu Diensten.

Da Sie ein Edelmann sind, begann der Fähnrich, und da auch ich Offizier bin, werden wir uns wohl immer verständigen, wie alle Edelleute. . . (Er hielt inne und schaute lachend den Alten und den Offizier an.) Wenn Sie aber den Wunsch haben sollten, mit meiner Zustimmung, denn meine Frau ist ein dummes Weib in unserem Stande und hat Ihre Worte vom gestrigen Tage nicht verstanden können, dann könnte ja der Regimentsadjutant meine Wohnung ohne Stall für sechs Münzen haben, ohne Entschädigung aber kann ich als Edelmann immer mein sagen. Wenn Sie aber wünschen, kann ich, da ich selbst Offizier bin, in allem Ihnen persönlich entgegenkommen und als Inwohner dieses Landes, wenn auch nicht nach unserer Sitte, in allem die Bedingungen beobachten. . .

Fein spricht er, bemerkte der Alte.

Der Fähnrich sprach noch lange in diesem Tone fort. Aus allem konnte Olenin mit einiger Anstrengung herausgehören, daß der Fähnrich den Wunsch habe, sechs Münzen monatlich für die Wohnung herauszuschlagen. Er ging bereitwillig darauf ein und bot seinem Gast ein Glas Tee an. Der Fähnrich lehnte ab.

Nach unserer törichten Sitte, sagte er, halten wir es sozusagen für eine Sünde, aus einem weltlichen Glase zu trinken. Ich könnte es zwar bei meiner Bildung wohl begreifen, — aber meine Frau würde bei der menschlichen Schwäche. . .

Wünschen Sie vielleicht Tee?

Wenn Sie gestatten, hole ich mein eigenes Glas, mein eigenes, antwortete der Fähnrich und trat in den Treppentur hinaus. — Bring' mein Glas, rief er.

Nach einer Weile öffnete sich die Tür, und der gebräunte Arm eines jungen Mädchens in rosa Ärmeln reichte durch die Spalte ein Glas. Der Fähnrich trat heran, nahm das Glas und stüßte die Tochter etwas zu. Olenin goß dem Fähnrich den Tee in das eigentümliche, Zeroscha in das weltliche Glas.

Aber ich möchte Sie nicht aufhalten, sagte der Fähnrich und trank hastig den letzten Schluck. Ich meinerseits habe eine starke Neigung für den Fischfang. Hier bin ich nur zeitweilig, gleichsam zur Erholung von meinen Pflichten. Ich habe auch Lust, mein Glück zu versuchen, ob mir nicht die „Gaben des Teufel“ zuteil werden. Ich hoffe, Sie werden auch mir einmal das Vergnügen Ihres Besuches erweisen und mit mir von einem „Väterchen“ trinken, wie es bei uns im Dorfe Sitte ist, fügte er hinzu. Der Fähnrich verneigte sich, drückte Olenin die Hand und ging hinaus. Während Olenin sich fertig machte, hörte er die befehlende, rätzelnde Stimme des Fähnrichs, der seinen Hausleuten Anordnungen gab, und gleich darauf sah Olenin, wie der Fähnrich in einem weißen, bis an die Knie aufgestreiften zerrissenen Besämet mit einem Reife auf dem Rücken an seinem Fenster vorüberging.

Schurke, sagte Onkel Zeroscha, der sein weltliches Glas geleert hatte. Sag', wirst Du ihm wirklich sechs Münzen zahlen? Ist das erhört? Die beste Stube im Dorfe kann man für zwei Münzen haben. Scheußal! Ich gebe Dir meine für drei Münzen.

Nicht doch, ich bleibe schon hier, sagte Olenin.

Sechs Münzen! . . . ein Sündengeld — ah — ah — antwortete der Alte. — Bring' Wein, Iwan!

Olenin nahm einen Imbiß, trank ein Schnäpschen vor dem Aufbruch und ging mit dem Alten zusammen fort. Es war 8 Uhr morgens, als er auf die Straße hinaustrat.

Am Tor begegneten sie einem bespannten Wagen.

Mariana zog die Ochsen an einem Strick, der um die Hörner gebunden war. Ihr Gesicht war bis an die Augen in ein weißes Tuch gehüllt. Sie trug ihr Besämet über Hemd und Stiefel. In der Hand hielt sie eine lange Rute.

Muttelchen, sagte der Alte und machte eine Geberde, als ob er sie umfassen wollte.

Marianka holte mit der Nute gegen ihn aus und sah sie beide mit ihren schönen Augen fröhlich an.

Olenin wurde noch froher zu Nute.

Run gehen wir, gehen wir, sagte er und warf die Flinte über die Schulter. Er fühlte, wie der Blick des Mädchens auf ihm ruhte.

Hüh, hüh, tönte Marianas Stimme hinter ihm, und gleich darauf knarrte der Wagen, der sich eben in Bewegung gesetzt hatte.

So lange der Weg an den Hinterhäusern des Dorfes die Triften entlang ging, plauderte Jeroschka fortwährend. Er konnte den Fähnrich nicht vergessen und hörte nicht auf zu schimpfen.

Warum bist Du so böse auf ihn? fragte Olenin.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Kuriose Steuern.

Man braucht nicht gerade bis auf die Zeiten vor dem Reichsdeputationshauptschluss zurückzuzurufen, um Steuerkuriosa der wunderbarlichsten Art ausgraben zu können. Als ein ganz besonders ergötzliches Beispiel bietet sich aus der jüngsten Vergangenheit die durch das Emdener Gericht erfolgte Verurteilung eines ostfriesischen Landwirts zu 6 M. Geldstrafe, weil er entgegen einer landräthlichen Verfügung aus dem Jahre 1897 seiner Verpflichtung, alljährlich zwölf Sperlingsköpfe der Ortsbehörde abzuliefern, nicht nachgekommen war. Diese Sperlingssteuer stützt sich auf einen in Rylus, Corpus institutionum marchicarum, Band V, Teil III, Seite 378 abgedruckten Erlaß König Friedrich Wilhelms I. aus dem Jahre 1731, der die väterliche Bevormundung durch den allmächtigen Polizeistaat in so komischer Beleuchtung zeigt, daß er wert ist, wenigstens im Auszuge wiedergegeben zu werden. „Demnach, Seine Königl. Majestät in Preußen Unser Allergnädigster Herr aus dem zehnter eingelaufenen Zeitungsberichten wahrgenommen, welchergestalt von dem Landmann große Klage geführt wird, daß die Sperlinge sich so sehr gemeht und den Feld- sowohl als Gartenfrüchten großen Schaden täten, so haben Höchstgedachte, Seine Königl. Majestät allergnädigst resolviret und gut gefunden, daß wegen Austrottung und Vertilgung der Sperlinge unterm 11. Dezember 1721 emanirte Edikt zu renovieren und zu wiederholen. Se. Königl. Majestät wollen und verordnen andurch allergnädigst und zugleich ernstlich, daß in jedem der Untertan sowohl in den Städten als auf dem platten Lande, sich die Austrottung der Sperlinge mit allem Fleiß und Ernst anlegen sein lassen und ein jeder Einwohner, so ein Gut oder Acker besitzt, in den Landstädten zwei Köpfe und jeder Hufner oder Bauer zwölf, ein Kossäthe acht und ein anderer Einwohner auf dem Lande ein Einlieger, Schäfer, Hirte, Müller sechs Sperlingsköpfe zwischen Johannis und Michaelis jeden Jahres an die Obrigkeit abzuliefern schuldig und gehalten sein oder an deren Statt einen Dreier zur Armenkasse des Ortes erlegen solle. Es wird sämtlichen Landräten, Commissariis locorum, Magistraten, Beamten und Gerichtsobrigkeiten, auch insbesondere dem Fisco hiermit aufgegeben, dahin zu sehen, daß dieser heilsamen Verordnung überall gehörig nachgelebet und zum Effect gebracht werde und so weiter.

Auch in Kurmainz gab es eine Sperlingssteuer in Höhe von sechs Köpfen dieser nichtsnutzigen Vassalengen der Vogelwelt, die jeder Eigentümer eines bewohnten oder unbewohnten Hauses alljährlich herbeischaffen mußte, wenn anders er nicht für jeden fehlenden Sperlingskopf mit einem Groschen geprünt werden wollte. Minder gemein- als eigennützig erscheint demgegenüber ein Uraß des Markgrafen Friedrich Magnus von Baden-Durlach, der anordnete, daß sämtliche erwachsenen männlichen Untertanen Sereñissimi Wachtdienste zu leisten hätten, sich aber durch eine Abfindungssumme von der lästigen Pflicht befreien konnten. Wenig später sahien ihm aber dieser Wachtdienst nicht prompt genug zu funktionieren. Er stellte deshalb Veruswachter an, die aus der allgemeinen Staatsklasse besoldet wurden, erhob trotzdem die Abfindungssummen weiter fort und zwang seine Durlacher demungeachtet noch zu weiteren Wachtdiensten. Förderung der allgemeinen Volksbildung und Steuerpolitik wußte ein Fürstenberger sehr genial miteinander zu verbinden, indem er einen amtlichen Kalender herausgab, den jeder kaufen mußte, wenn er sich nicht von diesem Zwange durch eine Steuer von zehn Talern befreien wollte. Herzog Karl Alexander von Württemberg aber, der Vater des durch die Schubarttragödie bekannten Karl Eugens verbot, als er schon in die Nebe des berühmten Süß Oppenheimer geraten war, den Handwerksburschen das Wandern, um ihnen, sobald sie Meister geworden waren, unter dem Titel eines „Dispenzgelbes“ hohe Summen abzunehmen, weil sie keine Wanderjahre durchgemacht und damit großer Mühseligkeiten und Ausgaben überhoben worden seien.

Wena der Tolayer Distrikt im ungarischen Komitate Zemplin in vergangenen Zeiten an den Wiener Hof eine schwere Menge edelsten Weines zuführen mußte, so ist dies für Zeiten, in denen das System der mannigfaltigsten Naturalabgaben vorherrschte, nicht bemerkenswert. Nicht seltsam ist dagegen die Begründung

der einzelnen Posten, unter denen zwei Faß Tolayer alljährlich gefordert wurden, um darin das Brot für die Papageien des Kaisers aufzuweiden, während zwölf Kannen Ungarwein täglich zum „Schlaftrunk der Kaiserin“ bestimmt waren.

Zu allen Zeiten haben diejenigen Steuern, die sich gegen Luxus und Schwelgerei richten, eine reich beschickte Requisitionskammer des unfreiwilligen Humors gebildet. Nach einer Verordnung vom Jahre 1399 hatten diejenigen, die in der Gewerksversammlung der „Altstädter“ im mittelalterlichen Berlin so viel aßen, daß sie es wieder von sich geben mußten, einen Geldbetrag zu zahlen, der nicht als Strafe, sondern als Steuer betrachtet wurde. Kurfürst Joachim II. von Brandenburg erließ 1565 eine Spielsteuer, laut welcher der den Betrag von 300 Gulden übersteigende Ueberschuß verspielten Geldes und noch einmal so viel von seiten des Gewinners an den Landesherrn zu zahlen war.

Eine Aera des größten Steuerdrudes war die Regierungszeit des Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg, des nachmaligen ersten Preußenkönigs, der unmittelbar nach seiner Thronbesteigung sämtlichen Beamten eine zehnprozentige Einkommensteuer auferlegte und 1691 die Generalkopfsteuer ausschrieb, die ohne Ausnahme jeden Bewohner des Landes traf und — am ein Beispiel anzuführen — selbst die mittellose Tagelöhnerin und das ärmste Gänsemädchen mit vier Groschen belastete. Er besteuerte die Kutschwagen, weil sie das Pflaster seiner Residenz ruinirten und zog für das Tragen von Berüden den sechzehnten Teil ihres Anschaffungspreises, mindestens aber drei Taler pro Jahr ein. Auch die Damen mußten das Tragen von Fontangen, entsetzlich hoher Hauben, gegen die von allen Ranzeln Krieg geführt wurde, mit einer Jahressteuer von einem Taler büßen und der gleiche Betrag war von denjenigen zu entrichten, die goldene und silberne Stickerien auf den Kleidern trugen. Zur besseren Steuerkontrolle wurden die Berüden, gleichviel ob sie im Inland angefertigt waren oder von außen eingeführt wurden, von der Behörde abgestempelt, und es war nun Sache der an den Toren postierten Akzisebeamten, alle in die Stadt eingebrachten Gegenstände nach angestempelten Berüden zu untersuchen. Auch auf der StraÙe waren die Leute nicht davor sicher, daß die Beamten ihnen die Berüden vom Kopfe rissen, um sie auf gehörige Abstempelung zu untersuchen. Vom Jahre 1704 aber wurden durch den festfrohen König auch Steuern auf die unentbehrlichsten Kleidungsstücke gelegt. Die Schuhmacher mußten das zugeschnittene Leder vor der Verarbeitung auf die Akzise zur Abstempelung bringen, und unnachlässig trieb man von Schuhen, Stiefeln und Pantoffeln, Strümpfen, Hüten und Handschuhen die Steuer von einem Groschen pro Stück ein. Wer Kaffee, Tee und Schokolade trinken wollte, mußte sich die Erlaubnis hierzu für den jährlichen Betrag von zwei Talern erlassen, wofür er eine Quittung erhielt, die bei den häufigen Revisionen der Beamten in den öffentlichen Kaffeehäusern und Tabagien als Legitimation diente. Das größte Kuriosum aber war die Jungfrauensteuer, die zwar nicht nach den physiologischen Kriterien, sondern von allen weiblichen Personen jedes Standes, die im Alter von 20 bis 40 Jahren unterheiratet waren, im Betrage von vierteljährlich sechs Groschen erhoben wurde. Nicht einmal die Schweineborsten blieben unbesteuert, wenngleich auch die Erfindung dieser Steuer nicht auf das Konto des Königs, sondern des kommerziellen Kreuz zu setzen ist. Es war verboten, den Schweinen die Borsten abzuschneiden, die um Johanni ausgerauft werden mußten, damit sie nicht ausfielen und zugrunde gingen. Die ausgerauten Borsten wurden dann an Häden gebunden und an Beamte des Königs abgeliefert, bei denen die Fürstenbinder ihren Bedarf deden mußten. Wehe dem Maurer, der im Winter ein selbst gemästetes Schwein schlachtete und sich etwa einfallen ließ, aus den ihm doch ungewisselhaft gehörenden Schweineborsten einen Maurerpinsel zum eigenen Gebrauch zu machen. Er konnte sich wegen Monopolsbruches im Entdeckungsfalle auf ein- unfsinnig hohe Geldstrafe gefaßt machen, von der schon der Denunziant allein zehn Taler erhielt.

Aemtersteuern, wie sie Friedrich Wilhelm I. zugunsten seiner Rekrutenklasse einführte, indem jeder, der ein Amt, eine Standeserhöhung, ein Titel oder ein Privilegium erhielt, eine bedeutende Summe erlegen mußte, waren in allen Ländern gang und gebe und führen noch heute hier und da, z. B. in Oesterreich, ihr Dasein, wo es einen gewaltigen Unterschied für den Desorientierten macht, ob er einen Orden, oder eine andere Auszeichnung, wie die Nobilitierung, die doch eigentlich eine Ehrung durch den Landesherrn bedeuten, „mit Rücksicht der Taxen“ erhält oder nicht. Dagegen sind die Steuerexperimente, die Friedrich der Große mit dem Kaffee und den Kaffeetrinkern vornahm, ein Musterbeispiel für die Finanzpolitik vergangener Zeiten.

Weil die Erhöhung des auf dem Kaffee liegenden Einfuhrzollses nicht den finanziellen Erwartungen entsprach, erließ der König am 21. Januar 1781 eine neue Kaffeordnung, die den Privaten das Kaffeebrennen bei hoher Strafe verbot. Erlaubnis hierzu wurde nur in den Städten den Adligen, den Offizieren, den Geistlichen, den Mitgliedern der Landeskollegien und einigen Hofleuten erteilt. Hatten sie sich beim Akziseamt um einen Groschen einen Erlaubnisschein gelöst, so konnten sie sich Kaffee in den königlichen Niederlagen zum Brennen im eigenen Hause zum Preise von neun Groschen das Pfund kaufen, mußten aber im Jahre mindestens 20 Pfund verbrauchen. Alle anderen Kaffeetrinker waren darauf angewiesen, gebrannten Kaffee zu kaufen, der in Blechbüchsen mit 24 Lot Inhalt um einen Taler erhältlich

war. Infolge dieses hohen Preises entstand ein umfangreicher Kaffeeschmuggel, der, weil gebrannter Kaffee nicht transportfähig ist, in rohem Zustande gepackt wurde.

Dr. Mag Wetecamp.

Kleines feuilleton.

Victorien Sardou ist, wie wir schon berichteten, in der Nacht auf Sonntag in seiner Villa in Marly bei Paris gestorben. Er ist 77 Jahre alt geworden, und länger als ein halbes Jahrhundert hat er Theaterstücke geschrieben, Sittendramen und Operettenlibretti, historische und politische Schauspiele, frivole und sentimentale, geistreiche und brutal effektvolle — im ganzen eine kaum übersehbare Masse. Einige davon sind als Gemälde der bürgerlichen Gesellschaft der sechziger und siebziger Jahre fast klassisch geworden — „Familie Benoiton“, „Cyprienne“ („Divorçons“), „Nabagas“, worin der Autor Herrn Briand vorgeahnt hat — andere haben durch diese Umstände, unter denen sie zur Aufführung kamen, Skandal gemacht — wie „Thermidor“, der zuerst von der Regierung verboten wurde und Clemenceau die Veranlassung gab, mit dem Wort vom „Blod“ das Wörterbuch der Politik zu bereichern — alle zusammen haben dem Verfasser etliche Millionen, die Mitgliedchaft in der französischen Akademie, die Bewunderung aller Philister und die tiefste Verachtung der jungen Literaten eingetragen. Sardou stammte literarisch von Scribe ab und hatte manche Berührungspunkte mit Augier und dem jüngeren Dumas. Wochten diese drei selbständigere Köpfe sein, er überragte sie noch an Geschicklichkeit. Seine theatralische Sicherheit ist einfach verblüffend. Er hat kein literarisches Programm, keine „Richtung“, ihm ist „das Ziel nichts, die Bewegung alles“. Er will wirken, auf die Nerven, die Thränenröhren, die Sonntagsmentiments des Theaterphichers. Ein Meister der theatralischen Feinmechanik, die er zu einer bewunderungswürdigen Vollkommenheit ausgebildet hat, operiert er auch mit der blutigen Gade des Melodramas — aber mit einer fast untrüglichen Beobachtung des vom Durchschnittsgeschmack gewünschten Maßes. Sein virtuos gehandhabtes dramatisches Instrument ist die Spannung, die dem Zuschauer ein Rätsel nach dem anderen stellt, jede scheinbare Lösung in ein neues Rätsel verwandelt. Aber dieser instinktivere Kenner des bürgerlichen Theaterpublikums überfiel nicht, daß dieses „befriedigt“ sein und keine unbeantworteten Rätsel nach Hause nehmen will. So hütet er sich vor den doch eigentlich nie hörbaren psychologischen Problemen und beschränkt sich auf scharfsinnige Kalküle, die glatt aufgehen. In der Vorrede eines seiner Stücke hat er geschrieben: „Ich weiß nicht, wie sich die dramatische Idee meinen Kollegen offenbart. Für mich ist der Vorgang unveränderlich. Er erscheint mir immer in der Form einer philosophischen Gleichung, deren Unbekannte gefunden werden muß“. Ihm kommt es also nicht auf die Menschen an und auf ihre Kraft innerer Notwendigkeit sich vollendenden Schicksale, wie auf eine Handlung, die sich aus einer sinnvollen Kombination von Voraussetzungen herauslöst. Die vergangene oder Zeitgeschichte dient uns als effektvoller Hintergrund. Man denke nur an die triviale Verwendung der russischen Revolutionsbewegung in „Fedora“. Und wie Sardou das Publikum nicht seelisch überlastet, so mutet er ihm auch intellektuell genau das zu, was es — und auch das Theater überhaupt — verträgt. Er ist geistreich, weil er es mit einem geistreichen Volke zu tun hat, aber er hütet sich vor der bei modernsten Deutschen und Engländern beliebten Uebersproduktion von Paradoxen, die in die Krise der Langweile umschlägt. Und als Meister der Theaterwirkung hat er den Schauspielerinnen — und besonders der stärkeren Bühnenindividualität der Schauspielerinnen — außerordentlich dankbare Aufgaben gestellt. Fernande, Odette, Dora, Theodora, Tosca, die Madame Sans-Gêne und namentlich Fedora haben den Künstlernaturen einer Sarah Bernhardt, einer Réjane, ja selbst einer Duse als fürgames Instrument gedient. Siderlich, Sardous Stil hat sich auch in Frankreich überlebt, wenn gleich das Kleinbürgerpublikum der Porte Saint-Martin zu den Aufführungen seines letzten Produkts, der unter Ludwig XIV. spielenden „Gistaffäre“, mit der der Historie geschilderten ehrsüchtigen Witzgierde noch immer in Massen zuströmt. Aber die nachrückende literarische Jugend, die ja unterdessen selbst den Jahren des Skabarett-Nihilismus entwachsen ist, hat den alten Herrn, zumal in den Jahren, als es Mode geworden war, Zöfen mißzuverleihen, genug mit ihrem Hohn verfolgt. Auch munkelt man, daß Sardou, der schon vor vielen Jahren wegen sehr ergiebiger Anleihen bei älteren Autoren sich öffentlich gegen den Vorwurf verteidigen mußte, seinen Namen unter fremde Arbeiten zu legen, bei seinen letzten Stücken verwandtschaftliche Mitarbeit in weitestgehendem Maße zugelassen haben soll. Aber gegenüber der von der heutigen Großbourgeoisie goutierten falschen Kraftmeierei des Herrn Henri Verneuil erscheint die saubere, sorgfältig vorbereitete und raffiniert abgetönte Arbeit der besseren Sardouischen Schauspiele doch als das vornehmere, einem sichereren Kulturrempfinden entspringene Genre. Sardous Leistung wird darum dem französischen und europäischen Theater unverloren bleiben, wenn er selbst auch zu sehr Tausendkünstler war, um ein Künstler zu sein.

Im Reiche des unendlich Kleinen. Mit Hilfe unserer modernen wissenschaftlichen Methoden gelingt es Substanzmengen nachzuweisen, „in die Hand zu bekommen“, deren Größe in unserem gewöhnlichen Sprachgebrauch als „unendlich klein“ angesehen werden. So haben Kirchhof und Bunten auf spektralanalytischem Wege 14 Hundertmilliontel ($\frac{1}{100,000,000}$) eines Milligramm des leichtesten Metalles Natrium (1 Milligramm gleich $\frac{1}{1000}$ eines Gramms) und gar 7 Tausendbilliontel ($\frac{1}{100,000,000,000,000}$) eines Milligramm Wasserstoffgases nachgewiesen. Mit dem blauen Farbstoff Latmus, der sich schon durch kleinste Mengen Lauge rot färbt, hat Emich 3 Zehnmilliontel ($\frac{1}{10,000,000}$) eines Milligramm Natronlauge nachgewiesen. Mit Hilfe des Geruchs kann man, wie Emil Fischer und Benzoldt gezeigt haben, 27 Hundertmilliontel ($\frac{1}{27,000,000}$) eines Milligramm des scheinlich riechenden Stoffes Merlapian nachweisen, das übrigens den Katzenharn so stinken macht. Nach denselben Forschern erkennt man mit dem Geruch noch 10 Billiontel ($\frac{1}{100,000,000,000}$) eines Milligramm des allbekannten Jodoforms, das als Desinfektionsmittel bei Wundverbänden benutzt wird.

Diese Möglichkeiten werden aber weit übertrumpft durch das vor einigen Jahren von Zigmondy erfundene Ultramikroskop. Mit diesem kann man im Gesichtsfelde des Mikroskops in einer Goldlösung Goldteilchen in lebhafter Bewegung sehen, deren Maße ein Tausendbilliontel ($\frac{1}{100,000,000,000,000}$) eines Milligramms beträgt! Vergewandert wir uns, daß das spezifische Gewicht des Goldes (auf Wasser bezogen) mehr als 2 millionenmal größer ist, als das spezifische Gewicht des Wasserstoffgases, und daß dementsprechend ein Körnchen Gold vom obigen Gewicht ein Raumteilchen darstellt, das 2 millionenmal kleiner ist, als das der gleichen Gewichtsmenge Wasserstoffgases, so ersehen wir, daß die ultramikroskopische Methode der spektralanalytischen (wenn ein Vergleich gestattet ist) um ein Beträchtliches voraus ist.

Stellen wir uns solch ein kleinstes Goldteilchen, das wir mit dem Ultramikroskop noch sehen können, in Form eines Würfels vor (wie es Zigmondy der Ueberfiatlichkeit wegen tut), so ist die Seitenlänge dieses Würfels nur 60—150 mal größer als die Seitenlänge eines Würfels des Wasserstoffgasmoleküls, die Meyer hypothetisch auf 1 Zehntel (0,1) Mikromikron (1 Mikromikron = 1 Milliontel eines Millimeter) bezeichnet hat. Allerdings müssen wir dabei im Auge behalten, daß der Größenunterschied zwischen dem hypothetischen Wasserstoffgasmolekülwürfel und dem Würfel des sichtbaren Goldteilchens ein ganz kolossal wird, sobald wir nicht die Seitenlängen, sondern den Rauminhalt beider Würfel vergleichen: der Rauminhalt des Goldteilchens-Würfels ist mehr als 200 bis 3000 millionenmal größer als der Rauminhalt des Wasserstoffgasmolekül-Würfels. — Sehen wir uns diese Zahlen an, so bekommen wir vor der allgewaltigen Wissenschaft den nötigen Respekt. Wir begreifen, daß uns noch manche ungeahnte Möglichkeit bevorsteht, daß die Wissenschaft imstande ist, unser ganzes Fühlen, Denken und Handeln zu revolutionieren.

Geographisches.

Unerforschte Teile des näheren Orients. In der November Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft hat Dr. G. Hogarth einen Vortrag über das „unerforschte Westasien“ gehalten. In der Einleitung erinnerte er an die häufig geäußerte Ansicht, die Zeit der geographischen Entdeckungen sei jetzt vorüber und es gebe mit Ausnahme der Umgebung der Pole keinen Teil der Erdoberfläche mehr, wo ein Forscher hoffen dürfe, noch ganz unerwartete Tatsachen aufzudecken. Im Gegensatz zu den Uebersreibungen dieser Auffassung meint Hogarth, daß der Forscher noch keineswegs an seinen Aufgaben zu verzweifeln braucht. Es gebe noch genug Ungeheures auf der Erde. Allerdings wird die geographische Forschung eine Umwandlung erfahren, die eigentlich jetzt schon begonnen hat, indem die großen Entdeckungszüge erloschen werden durch eine enger begrenzte, dafür aber um so mehr in die Tiefe gehende Forschungsarbeit. Als Beispiel für diese Behauptung wählt Hogarth das westliche Asien, unter welchem Begriff er den gesamten Bereich des Erdteiles versteht, der westlich von einer zwischen dem Persischen Meerbusen und dem Schwarzen Meer gezogenen Linie liegt. Dort gibt es noch weite Flächen, die, soweit es bekannt ist, noch nie ein Europäer betreten oder das Auge eines Europäers gesehen hat. Dazu kommen andere fast ebenso große Flächen, die immer nur in Eile und oft unter Furcht und Gefahren durchkreuzt worden sind. Ferner gibt es dort Gegenden, die vielleicht von vielen Reisenden besucht worden sind, von deren Bevölkerung man aber weit weniger weiß, als von den Eskimos. Genaue kartographische Aufnahmen liegen in dem ganzen Bezirk mit Ausnahme der Küsten nur von zwei Winkeln (Palästina und Sinai) und von dem schmalen Streifen vor, die rechts und links von einem halben Duzend Eisenbahnlinien und von zwei schiffbaren Flüssen gelegen sind. So kann selbst in einer so nahen Nachbarschaft von Europa der Forscher fast überall wichtige Einzelheiten zu den Karten beitragen. Die reichste Ausbeute würde nach der Meinung von Hogarth der innere Osten von Kleinasien und das nördliche Syrien versprechen. In den gebirgigen Teilen von Kleinasien, Nordsyrien, Armenien, Kurdistan, Westpersien ist Gelegenheit zu wichtigen völkerkundlichen Arbeiten gegeben, besonders in der Beobachtung der Verteilung und Beziehungen der Stämme, auch auf die Naturprodukte. Besondere Aufgaben bieten außerdem die großen Wüstenzonen, die fast den dritten Teil des Gebietes einnehmen, und nun gar Arabien!